

**KLAUS DÜWEL (Hrsg.), Runeninschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung.** Abhandlungen des Vierten Internationalen Symposiums über Runen und Runeninschriften in Göttingen vom 4.–9. August 1995. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 15. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin/New York. DEM 438,– (€ 223,95). ISBN 3-11-015455-2. XIV, 812 Seiten mit 2 Registern und 35 Tafeln.

43 Beiträge aus sechs Teilgebieten (Methodologie, Chronologie und Sozialgeschichte, Brakteaten, Schrift und Schriftlichkeit, Sprachgeschichte und Namenkunde, Allgemeine Geschichte, Literatur-, Religions- und Rechtsgeschichte) dokumentieren die Ergebnisse des Symposiums über Runen und Runeninschriften in Göttingen vom 4.–9. August 1995. Im Anschluß daran hat der Herausgeber zwei wertvolle Register (I: Namen, Sachen, Begriffe, Titel, Sprachformen; II: Fundorte, Brakteaten, Handschriften) sowie einen Tafelteil zusammengestellt.

Der erste Teil (Methodologie) beginnt mit dem Eröffnungsvortrag von K. Braunmüller und ist der „Zustandsbeschreibung des Faches“ gewidmet. An die Diskussion der methodischen Probleme in der Runologie knüpft Braunmüller „einige Überlegungen aus linguistischer Sicht“ und beklagt die mangelnde Heuristik des Faches. Zu Recht fordert er die eigene Autopsie als Grundlage für die Texterarbeitung, da Fotos oder Zeichnungen beträchtliche Unsicherheitsfaktoren enthalten können. Der bisherigen methodischen Praxis kreidet er nicht fachgemäße „Anleihen bei ‘Hilfs’wissenschaften“ an. Weiterhin wehrt sich Braunmüller gegen eine gleichberechtigte Nebeneinanderstellung aller Arten von Deutungen und fordert eine eher deskriptive Bestandsaufnahme nach dem Vorbild von Krause (W. KRAUSE, Die Sprache der urnordischen Runeninschriften [Heidelberg 1971]). Für die Deutung einer Inschrift seien problematische Emendationen und Konjekturen zu vermeiden, statt dessen solle zugegeben werden, daß eine Inschrift nach „heutigem Erkenntnisstand (noch) nicht deutbar“ sei. Braunmüller prangert allzu schnelles Zurückgreifen auf Magisches oder Kryptisches an und weist auf die Möglichkeit der reinen Schriftornamentik hin; aus linguistischer Sicht sei vor Zahlenwertmagie gewarnt und auch davor eine „übriggebliebene“ Rune vorschnell als „sog. ‘Begriffsrunen’“ zu deuten, weil aus diesem „Begriff eine ganz neue Lesung“ entstehen könne.

Im Beitrag „Neue Runenfunde aus Skandinavien: Bemerkungen zur methodologischen Praxis, Deutung und Einordnung“ beschäftigt sich M. Stoklund mit den Neufunden seit 1990, setzt sich aber nicht nur mit den jüngeren, sondern vor allem mit den frühen Inschriften (vor ca. 400 n. Chr.) auseinander. Nach dem knappen und informativen Überblick über das zu behandelnde Korpus (ca. 200–1400 n. Chr.) wendet sich Stoklund der „Einordnung und Methoden“ zu. Dabei bemerkt sie, die hier behandelten Inschriften seien so unterschiedlich, daß eine „konsequente synchrone linguistische Analyse“ (Braunmüller) auf sie nicht angewendet werden könne.

Nach H. Reichert kann nur eine kleine Anzahl von „Runeninschriften als Quellen der Heldensagenforschung“ herangezogen werden (Schweindorf, Franks Casket, Pforzen, Ramsund- und Rökstein). Anhand des Röksteins zeigt Reichert die zentralen Fragen in Runologie und Heldensagenforschung auf. Da die Bewertung der Rök-Inschrift als Quelle hauptsächlich von der Gesamtdeutung abhängt, müsse auf die „Funktion und Adressatenbezogenheit des Textes“ (S.69) eingegangen werden. Wichtig sei hier nicht die Festlegung auf eine Theorie, sondern die „Bandbreite des Möglichen gegen Unmögliches abzugrenzen“ (S.69). Diese methodische Forderung setzt Reichert in seinen „Interpretationsschritten“ um, diskutiert und wertet auf anschauliche Weise die verschiedenen Möglichkeiten, nimmt aber auch eine Be-

standsaufnahme dessen, was wir nicht wissen (etwa 'Verwendungszweck'), vor und klopft die germanische Dichtung auf mögliche Antworten hin ab.

R. Derolez setzt sich erneut mit Pages und seiner eigenen Theorie, „On the 'Otherness' of the Anglo-Saxon Runes and the 'Perfect Fit' of the Fuþark“ auseinander. Er faßt Pages vier Merkmale zusammen und bringt Einwände zu einigen Punkten, die auch Page selbst zum Teil schon gesehen hatte (z. B. erscheint H auch in frühen altenglischen Inschriften). Derolez bezweifelt nicht „the 'otherness'“ der englischen runischen Tradition, jedoch den von Page postulierten signifikanten Unterschied zur skandinavischen Tradition. Nach Derolez beschränkt sich „the 'otherness'“ nicht auf die Präsenz einiger neuer Runen, sondern liegt in der systematischen Beseitigung der durch phonologische Prozesse hervorgerufenen Diskrepanz zwischen Phonem und Graphem. Die vermeintlichen Beschränkungen seines 'perfect fit' („one phoneme, one grapheme“) diskutiert Derolez schließlich anhand einiger Beispiele.

Im zweiten Teil (Chronologie und Sozialgeschichte) beschäftigen sich sieben Beiträge mit archäologischen und linguistischen Problemen: So fragt H. Steuer („Datierungsprobleme in der Archäologie“) nach dem Stellenwert der Datierung von Funden und Befunden. In fünf Punkten zeigt er die Problematik archäologischer Chronologien auf und entlarvt Chronologie-Modelle als „Mittelwerte“ und nicht als Spiegelbild „vergangene(r) Realität von Moden, Sitten oder Eigenheiten“ (S. 136). Steuers 'neue Ansätze' umfassen die Datierung durch Münzen, dendrochronologisch datierte Gräber sowie die anthropologische Altersbestimmung der Bestatteten, die jedoch unbedingt zur Schmuck- und Waffenausstattung in Beziehung zu setzen sei. Abnutzungserscheinungen an einigen gotländischen Dosenfibeln hätten z. B. eine Tragezeit von „140 bis 160 Jahre[n]“ (S. 143) erkennen lassen. Für die individuelle Datierung bei Objekten mit Runeninschriften fordert Steuer darüber hinaus eine scharfe Trennung zwischen dem Zeitpunkt der Herstellung und dem der Niederlegung.

„On Runological and Linguistic Evidence for Dating Runic Inscriptions“ demonstriert E. Antonsen an Formvarianten der j- und s-Rune die Unhaltbarkeit verschiedener Vorschläge zu spezifischen Datierungen. Ausgehend von archäologischen Datierungen der Objekte kommt er zu dem Schluß, daß Varianten nicht notwendigerweise chronologische Signifikanz aufwiesen, sondern möglicherweise unterschiedliche Traditionen widerspiegeln. Eine relative Datierung auf linguistischer Basis sei schon aufgrund des Konservatismus von Schriftsystemen nicht möglich. Weitere Vergleiche von Inschriften auf phonologischer und auch morphologischer Ebene lassen Antonsen zu folgendem Schluß gelangen: „We are totally incapable of dating the stone inscriptions that are written in the older Fuþark and show none of the features characteristic of the transitional period any more precisely than to say that they are 'pre-transitional', i. e. pre-450 A.D.“ (S. 159).

J. Hines befaßt sich in „Grave Finds with Runic Inscriptions from Great Britain“ mit den authentischen Runeninschriften des 5. bis frühen 8. Jahrhunderts und analysiert sie (bis auf zwei mögliche Ausnahmen) im Hinblick auf ihren Kontext als Grabfunde. Er stellt fest, daß sich gerade diese Texte von Periode zu Periode deutlich unterscheiden.

Dem 3. Komplex (Brakteaten) sind vier Beiträge gewidmet. Zwei davon beschäftigen sich mit Chronologiemodellen: E. Seebold („Linguistische und ikonographische Deutungsprobleme der Inschriftenbrakteaten [Die Tradierung von Bild und Schrift]“) versucht, den Entwicklungsweg aus den Vorbildern nachzuzeichnen (Ersatz von römischen durch germanische Merkmale), die „Masse der Brakteaten in zusammengehörige Gruppen einzuteilen“, „typenbildende Merkmale“ herauszugreifen und daraus resultierend eine relative Chronologie zu erstellen. „Bild und Schrift zusammen ergeben aber doch auch in Fällen, in denen die Lesung versagt oder das Bild undeutlich wird“, Aufschluß über die Entwicklung der Brak-

teatenkunst und -inschriften. Seebold versäumt es auch nicht, die eventuellen Schwachpunkte seiner Methode kritisch zu diskutieren. Schließlich stellt er seine und Axboes („Die innere Chronologie der A–C-Brakteaten und ihrer Inschriften“) Methode gegenüber: Es bestehe zunächst ein konzeptueller Unterschied, mit dem die Zusammenhänge unter den Brakteaten erfaßt werden sollen. Während er selbst versuche, eine Art Stemma in der Entwicklung aufzustellen, arbeite Axboe an einer „statistisch begründete(n) Chronologie von Merkmalen und Merkmalskombinationen.“ Wie Seebold resümiert (S.297), ist es für „ein Urteil, wie stark man sich auf die beiden Verfahren verlassen kann, und ob sie sich ergänzen oder ausschließen“, noch zu früh.

Ausgehend von den verschiedenen Kultnamen Odins und dem textuell tradierten Mythenwissen der mündlichen Überlieferung zeigt K. Hauck („Zur religionsgeschichtlichen Auswertung von Bildchiffren *und* Runen der völkerwanderungszeitlichen Goldbrakteaten“, Zur Ikonologie der Goldbrakteaten, LVI) anhand eines Regelsystems, daß Bildchiffren und Runen auf Brakteaten vor dem religionsgeschichtlichen Hintergrund gesehen werden können. Er weist exemplarisch nach, daß sich die Namen Odins mit seinen speziellen Machttaten verbanden und daß sich die „Botschaften der Goldbrakteaten“ an diesen orientierten. Die Umsetzung dieser Taten konnte in Runen oder Bildchiffren (signifikante Details) oder auch in beiden Möglichkeiten gleichzeitig erfolgen.

In der vierten Sparte (Schrift und Schriftlichkeit) decken neun Beiträge ein breitgefächertes Gebiet ab. Die Frage, welche Anregungen aus der provinziäl-römischen und antiken Tradition (für die Runenentstehung) im Germanischen aufgenommen worden sein könnten, eröffnet wiederum weitere Fragestellungen nach dem zeitlichen und geographischen Rahmen, nach Schreibern und Lesern in Raum und Zeit, nach Textsorte und Kommunikationsabsichten sowie nach der Art der Graphen. Nach eingehender Prüfung der genannten Punkte kommt Ch. Rüger („Lateinische Schriftlichkeit im römischen Grenzgebiet gegen die Germanen“) zu dem Fazit, daß die offensichtlich „recht lebhaft regionale Schriftkultur des Lateinischen im 1. bis 5. Jahrhundert im romanisierten Nordwesten“ jedoch kein Urteil darüber zulasse, inwieweit bzw. ob sie überhaupt „auf den oder die Erfinder der Runen einwirkten“.

U. Schwab gelangt in „Runen der Merowingerzeit als Quelle für das Weiterleben der spätantiken christlichen und nichtchristlichen Schriftmagie?“ zu der Erkenntnis, daß die *Magica Scripta* des europäischen Mittelalters die spätantike Tradition weiterführten und daß diese Erkenntnis vor den Runen nicht haltmachen dürfe. Schwab durchforstet runische und nicht-runische Texte, die in mediterraner Tradition stehen; sie gelangt auf diese Weise zu neuen Lesungen (z.B. Zauberwort: Runenkreuz von Schretzheim), die sie aus dem „Ineingreifen magischer Schriftkultur spätantiker Tradition und christlicher Apotropaia“ (S.378) erwachsen sieht.

D. Parsons' Untersuchung zu den altenglischen und nordischen Manuskriptrunen auf *folio 5 verso* der Handschrift 17 des St John's College Oxford („Byrhtferth and the Runes of Oxford, St John's College, Manuscript 17“) sucht die von der neueren Forschung festgestellten „close links“ der Handschrift zu Byrhtferth anhand der Runen zu überprüfen. Obwohl vieles in der Handschrift sehr genau das von ihm kompilierte „commonplace book“ wiederzugeben scheint, sei die Annahme, daß die Alphabete auf *folio 5 verso* von Byrhtferth stammen könnten, nicht uneingeschränkt haltbar, da einige Runen des zweiten nordischen Fuparks zu spät seien.

In „Transitional Inscriptions“ definiert M.P. Barnes den Terminus „transitional“ auf der Basis von Runenformen und ihrem Verhältnis zu „speech sounds“. Die Einteilung erfolgt

aufgrund 'diagnostischer' Runen. Barnes' „graphic definition“ weist nicht alle bislang als „transitional“ etikettierten Inschriften auch als solche aus.

Das Ziel von J. Knirk („Runic Inscriptions Containing Latin in Norway“) war es, das norwegische Korpus der lateinischen Runeninschriften zu umreißen. Neben allgemeinen linguistischen Fragestellungen und methodischen Ansätzen im Zusammenhang mit dem Korpus bespricht Knirk vor allem die „most intriguing“ und bislang in der Korpusedition noch nicht veröffentlichten lateinischen Runentexte. Im Appendix findet der Leser einen vorläufigen Katalog aller bereits bei M. OLSEN / A. LIESTØL / I. SANNESS JOHNSEN, *Norges Innskrifter med de yngre Runer. Norges Indskifter indtil Reformationen. Anden Afdeling 1 ff.* (Oslo 1941 ff.) publizierten Inschriften, jedoch mit Korrekturen zu einigen Lesungen, zusätzlichen Interpretationsvorschlägen und der Transliteration all jener Texte, die in der Korpusedition noch nicht publiziert sind.

W. Heizmanns Überblick über die „Runica manuscripta: Die isländische Tradition“ rekapituliert nicht nur das von A. BÆKSTED (*Islands Runeindskrifter. Bibliotheca Arnarnæana 2* [København 1942]) zusammengetragene Material, sondern ergänzt und korrigiert es auch. Darüber hinaus wird die reichhaltige runologische Überlieferung (z. B. Runeninschriften, Runennamen, Runengedichte) der isländischen Papierhandschriften der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen und des Arnarnæanischen Instituts miteinbezogen. In der übersichtlichen Anordnung nach Sachgruppen (Runen als Kürzel im lateinischen Schriftkontext, Namen-Inschriften, Zauber und Magie, etc.) vermittelt das Material einen Einblick davon, daß „auf Island bis in die Neuzeit hinein ein reges und ungebrochenes Interesse an Runen bestand“ (S. 530).

Sieben Einzeluntersuchungen sind in Teil 5 der „Sprachgeschichte und Namenkunde“ gewidmet. H. F. Nielsen geht der vieldiskutierten Frage des „Linguistic Status of the Early Runic Inscriptions of Scandinavia“ nach. Sein 1989 veröffentlichter Katalog von elf morphologischen und phonologischen Kriterien erfährt im Lichte von Neufunden und neueren Forschungen Modifizierungen durch neue und abgeänderte Kriterien. Niensens Zusammenstellung und Diskussion des Materials, die Darstellung der unterschiedlichen Forschungspositionen zu den einzelnen Kriterien und der Vergleich mit den entsprechenden Formen der anderen germanischen Sprachen belebt nicht nur die Diskussion um die Gliederung der germanischen Sprachen, sondern leistet auch einen umfassenden Beitrag für die Erforschung der frühen Stufen anderer germanischer Einzelsprachen.

In „A Critical Survey of the Alleged East Germanic Runic Inscriptions in Scandinavia“ geht L. Peterson der Frage nach, inwieweit sich die von C. J. S. MARSTRANDER (*De gotiske runeminnesmerker. Nordisk Tidskr. Sprogvidenskap 2, 1929, 25–157; DERS., De nordiske runeinnskrifter i eldre alfabet. Skrift og språk i folkevandringstiden. Viking 16, 1952, 1–277*) vorgenommenen Klassifikationen von Inschriften als 'East Germanic' als haltbar erweisen. Peterson untersucht sechs Inschriften unter den beiden Gesichtspunkten, ob die runische Forschung auf solch unsicherer Basis für „ostgermanische Sprachreste in Skandinavien“ plädieren könne und welche Fakten für eine Argumentation blieben, daß die Goten aus Skandinavien abgewandert seien. Nach eingehender Prüfung folgert sie, „that none of the attestations hitherto brought forward of East Germanic language in the Scandinavian runic inscription can be trusted“ (S. 569f.).

Um „Runeninschriften als Quelle für die ältere Sprachgeschichte“ nutzen zu können, bedarf es nach O. Grønvik „einer im voraus gewonnenen theoretischen Einsicht in die grammatische Struktur und die geschichtliche Entwicklung der betreffenden Sprache“. Die richtige Deutung der Wortformen erfordere dieses Wissen, andererseits trügen neu entdeckte

Inschriften zur „tieferen Einsicht in die Struktur und die Geschichte der betreffenden Sprache“ bei. Somit bestehe ein „Wechselspiel und eine heuristische Interdependenz von Theorie und Empirie“ (S.576). Mit Hilfe archäologisch datierbarer Inschriften teilt Grønvik das System der Sprachstufen feiner ein; weiterhin erklärt er die „im Hochmittelalter in ihrer äußeren Erscheinung so unterschiedlichen Phänomene“ wie *i*- und *u*-Umlaut, *a*- und *u*-Brechung aus einer gemeinsamen „Ursprungsformel“ (S.581).

Obwohl L. Elmeviks Hauptaugenmerk in „Runeninschriften als Quelle der Sprachgeschichte zur Wikingerzeit“ auf der Phonologie liegt, beschäftigt er sich am Rande auch mit Morphologie, Lexikon, regionalen Varianten (z.B. Formen für das Demonstrativpronomen ‘dieser’ im A.Sg.Mask.) und Syntax. Elmevik bespricht eine Bandbreite von Phänomenen (z.B. Übergang vom urnordischen *e* im Norwischen zwischen *v* und *r*; Schwund von *h* im Anlaut vor *r*, *l* und *n*; Zusammenfall der beiden *r*-Laute; Vokalismus im Pronomen *sinm* ‘sein’), die durch das Studium des Runenmaterials weitere Erhellung erfuhren.

H. Williams’ Beitrag („Runic Inscriptions as Sources of Personal Names“) ist eher als Auflistung und Analyse des Problemtypus innerhalb der runischen Anthroponymik sowie der Frage nach den Aufgabenstellungen auf diesem Gebiet zu verstehen. Williams legt einen Kriterien- und Einteilungskatalog (z.B. „Names in runic inscriptions attested in historical sources“, „Geography of personal names“, „Gender issues“) vor, weist auf offene Fragen hin und zeigt Wege zu deren Lösung auf. Schließlich steckt er auch auf dem umfassenden Gebiet der Morphologie ab, was eine gezielte und vollständige Erforschung der runischen Personennamen leisten könnte (sind z.B. *Simplicia* als Personennamen älter, bedeutungsvoller und von höherem oder niedrigerem sozialen Status als andere?).

Die „Allgemeine Geschichte, Literatur-, Religions- und Rechtsgeschichte“ stellt mit zehn Beiträgen den letzten Block dar. Trotz ihrer Kürze, Formelhaftigkeit und Unsicherheit in bezug auf Datierung, Lesung und Interpretation lieferten die Runeninschriften des 9. und 10. Jahrhunderts als zeitgenössische Quellen wichtige Informationen zu den skandinavischen Aktivitäten in Osteuropa. Durch Vergleich der Inschriften-Inhalte kann E. A. Melnikova („Runic Inscriptions as a Source for the Relation of Northern and Eastern Europe in the Middle Ages“) zeigen, daß die Kontakte nach Westen hauptsächlich von Dänemark und Norwegen ausgegangen seien, während sich die schwedischen Interessen nach Osten gerichtet hätten. In der Bandbreite der „geographical objects“, dem Wissen von „minor localities“ und der Genauigkeit mit der Namen in den Inschriften wiedergegeben werden, sieht Melnikova einen Beleg für „first-hand and close acquaintance of Scandinavians with eastern Baltic regions“ (S.653).

E. Marold sieht sich zunächst mit der ungenügenden Definition des Gattungsbegriffs ‘Skaldendichtung’ konfrontiert und betrachtet daher in ihrem Beitrag („Runeninschriften als Quelle zur Geschichte der Skaldendichtung“) „alle Texte in metrisch gebundener Rede“ mit dem „Hauptaugenmerk auf den typisch skaldischen Metren“ und mit der Orientierung an „kommunikative(r) Situation“ und „Sprechakt“ (S.667). Marold untersucht ihr Korpus im Hinblick auf Topoi, Stil, Epitheta, Strophentypen, Metrik, Form und Inhalt. Sie kann gewisse Traditionen in den Runeninschriften (z.B. Totenpreis, Unvergleichlichkeitstopos) festmachen, aber auch stilistische und soziologische Unterschiede (z.B. in der Metrik) aufzeigen. In der Liebesdichtung, bezeugt durch die Bergen-Funde, zeigt sie die Verbindung zur westeuropäischen Liebesdichtung auf.

Gschwantler stellt Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den runischen Gebeten und der lateinischen Totenliturgie in seinen „Runeninschriften als Quelle der Frömmigkeitsgeschichte“ zusammen. Er weist „Leitbegriffe“ der lateinischen Totenliturgie (z.B. *anima et*



*spiritus*) in den runischen Gebeten nach und hält fest, daß diese Gebete hauptsächlich in der Gebetstradition der mittelalterlichen Kirche stünden. In so früher Zeit seien solche Gebete in einer Volkssprache nur in Runeninschriften bezeugt, und überraschenderweise in dem Teil Nordeuropas, der das Christentum am spätesten angenommen habe. In runischen und einigen englischen Gebeten trete Maria erstmals als Helferin und Fürsprecherin auf; die in Stein gemeißelten Runeninschriften stellten daher „Meilensteine in der Geschichte der Marienverehrung“ (S.762) dar.

Der vorliegende Band legt ein klares Zeugnis von der Vielschichtigkeit und Fülle der Aufgaben und Fragestellungen in der Runologie ab, spiegelt die Breite des Feldes, seine Komplexität und Interdependenzen. Er trägt dem gegenwärtigen Forschungsstand Rechnung, zeigt aber auch sehr genau, wo weitergreifende Forschungen ansetzen können.

D-84453 Mühldorf  
Stadtplatz 62

Gaby Waxenberger  
E-Mail: waxenberger@01019freenet.de

**Kirche und Gräberfeld des 11.–13. Jahrhunderts unter dem Rathausmarkt von Schleswig.** Mit Beiträgen von Gisela Grupe, Inga Hägg, Gudrun Hühne-Osterloh, Hartwig Lüdtke und Hermann Piepenbrink. Ausgrabungen in Schleswig. Berichte und Studien, Band 12. Wachholtz Verlag, Neumünster 1997. DEM 118,— (€ 60,33). ISSN 0723-7987, ISBN 3-529-01462-1. 284 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Tabellen.

In der Reihe „Ausgrabungen in Schleswig“ liegt nun als Band 12 die Publikation der archäologischen Untersuchung auf dem Rathausmarkt von Schleswig vor. Die Ausgrabung wurde im Jahr 1982 unter der Leitung von H. Lüdtke durchgeführt; Anlaß dafür war die Neupflasterung des Rathausmarktes. Mit diesem Projekt konnten archäologische Aufschlüsse im Zentrum der Altstadt von Schleswig gewonnen werden, die eine wichtige Ergänzung der umfangreichen archäologischen Untersuchungen im dortigen mittelalterlichen Stadtkern darstellen. Allerdings waren Umfang und Durchführung der Grabungen durch den Ablauf von Baumaßnahmen vorgegeben, so daß die Untersuchung, wie Lüdtke in der Einleitung betont, den Charakter einer Notgrabung hatte.

Die Ergebnisse sind dennoch außerordentlich umfangreich und inhaltlich gewichtig, denn es konnten Teile eines als Kirchenbau identifizierbaren Steingebäudes sowie eines zugehörigen christlichen Begräbnisplatzes erfaßt werden. Die Tatsache, daß noch während der Ausgrabung eine Arbeitsgruppe von Anthropologen unter der Leitung von G. Grupe vor Ort tätig werden konnte, führte zu einer optimalen Dokumentation und Bearbeitung des nach Erhaltungsgrad und Zusammensetzung besonders aussagekräftigen Skelettmaterials. Die anthropologische und archäologische Auswertung der Bestattungen nimmt daher in der Publikation zu Recht den größten Umfang ein.